

Ludwig Hasler

Wenn wir weiterdenken, müssen wir weitermachen

Juli 2009. Berufsschule Küsnacht. Die Schüler des 10. Schuljahres nehmen sich eine Woche Timeout, in München. Sehr gediegen, mit Stadtführungen, Visiten in Kunsthäusern etc. Leider endet gleich der Dienstag Abend extrem ungediegen: Im Park verprügeln drei Schüler brutal ein paar Arbeitslose, ziehen weiter, schlagen einen Kaufmann beinahe tot, strecken einen Studenten nieder, treten ihm auf Kopf und Hals herum.

Daraufhin grosse Sommerdebatte. Erst generell: Die Jugend heute und ihre sogenannt sinnlose Gewalt. Danach konkreter: Hätten die Lehrer nicht informiert sein müssen über Vorstrafen einiger ihrer Schüler? Schliesslich sogar praktisch: Waren vier Lehrkräfte für dreissig Jugendliche genug? Hätte man die Schüler begleiten sollen auf ihrem „freien Ausgang“? Etc.

Die für mich entscheidende Frage kam gar nicht zum Zug: Warum nach München? Was macht so eine 10. Klasse am besten in einer schulisch ausserschulischen Woche? Durch Kunstaussstellungen flanieren? Welch ein haarsträubend schiefes Menschenbild. Diese jungen Leute, hochpubertär, vermutlich frustriert, weil „nur“ im 10. Schuljahr, die haben ganz andere Probleme als hochkulturelle. Die wissen nicht, wohin mit ihren überschüssigen Kräften. Die glauben nicht, dass sie gewünscht, gebraucht werden. Die wissen nicht, wozu sie da sind. Sie sehen nicht, wie sie sich nützlich machen könnten.

Zum Trost durften sie Kunstwerke ansehen. Welch eine Schnapsidee. Grosse Kunst für Teenies mit selbstzerstörerischen Minderwertigkeitskomplexen. Ein Hohn. Diese 15/16-Jährigen müssten was tun, nicht etwas betrachten, davon haben sie schon in der Schule mehr als genug. Sie müssten etwas anpacken, sich nützlich machen, sich körperlich bewähren. Eher nicht in München, wo alles eh schon picobello ist, wo sie definitiv checken, dass keiner auf sie wartet. Sie müssen irgendwohin, wo es etwas Nötiges zu tun gibt, für das sie zu brauchen sind, also auf den Bau, auf die Alp – oder zum Umwelteinsatz Schweiz. Alpen aufräumen, Wälder, Lawinengebäude. Lärchen pflanzen, an Trockenmauern arbeiten. Etwas schaffen. Etwas bewirken, das offenkundig sinnvoll ist, also ihnen selbst Sinn stiftet. An einem Werk mitwirken, auf das sie stolz sein dürfen.

Marianne Hassenstein las den Bericht der Mädchenklasse vom „Sklavenhang“ über dem Alvaneuer Maiensäss. Das ist alles drin, die Rackerei und die Vergnügtheit, das elementare Leben bei miesem Wetter und die Freude am Schlaf, das Schwitzen und das soziale Zusammenschweissen. Schluss mit Schminke und „Aufmotzen“, die Mädchen wuchsen über sich hinaus, lernten beim Tun etwas kennen, das bedeutender ist als ihre Selbstpräsentation – und fanden eben darin ihre eigene Unverzichtbarkeit.

Damit ist, im Kern, schon alles gesagt, was die Stiftung Umwelt-Einsatz Schweiz so bedeutsam macht – auch als Korrektiv zu allerlei modischen Vorstellungen über die Art, wie ein Mensch Mensch werde. So dass ich mir jetzt reichlich überflüssig vorkomme. Was Sie mit Ihrer Stiftung im Sinne führen und segensreich ausführen, das wissen Sie selber, besser als ich. Ich kann das lediglich ein bisschen einordnen, verbinden mit akuten gesellschaftlichen Trends, Ihnen dazu ein paar Links eröffnen. Eine kleine Geburtstagsrede könnte es trotzdem werden. Werde ich doch, zu meiner eigenen Überraschung, zum Schluss kommen: Im 33. Jahr ist die SUS so aktuell, so unverzichtbar, so komplett auf der Höhe der Zeit, wie sie es in ihrer eigenen Gradlinigkeit wohl selber nie vollumfänglich erfasst hat. Das ist auch die einzige Chance meiner Legitimation: über den Tellerrand der SUS hinaus blicken und Ihnen erzählen, wer alles – und warum – sich am Teller der SUS nähren, in Form

bringen kann. Damit Sie danach nicht konfus diskutieren müssen, bringe ich meine Erzählung in drei Schlaufen: 1. Mit Blick auf Bildung: Handeln statt bloss Wissen. 2. Mit Blick aufs Online-Leben: Schuften statt Surfen. 3. Mit Blick auf Naturschutz: Umwelteinsatz statt Ethikpalaver.

I. Mit Blick auf Bildung: Handeln statt bloss Wissen.

Umwelteinsatz braucht den Körper. Den arbeitenden Körper. Hände, Füße, Muskeln, ganz banal. Die Bibel wusste es noch: Im Schweisse deines Angesichtes... Heute gerät der Körper zum Luxus: Fitness, Sex, Mode. Mein Körper, meine Marke. Doch wo es drauf an kommt, da spielt der Körper keine Rolle. Da geht es um Kompetenzen, um Wissen. Wir leben in der Wissens-Gesellschaft. Da geht es einzig darum, schlauer zu sein als andere.

Stimmt. Doch wie wird man schlauer? Geboren werden wir mit fünf Sinnen. Mit ihnen erkunden wir die Welt – und uns selbst. Der Säugling strampelt vor Lust – oder Frust. Das Kind hüpft vor Freude, rennt, klettert, schaukelt, springt, tobt herum; mit Bewegung gewinnt es Sicherheit, Selbständigkeit, räumliche Vertrautheit, also Welterfahrung. Kurz: Körper, Geist und Seele entwickeln sich in der bewegten Auseinandersetzung mit Umwelt.

Was der Mensch begreifen soll, muss er erst greifen. Sein Hirn ist wunderbar plastisch, erfahrungshungrig; es nimmt Eindrücke spielend leicht auf, lernt schnell, sie als komplexe Muster zu speichern. Alles läuft über die Sinne. Welt ist, was wir anfassen, riechen, hören, sehen. Das Ich ist, was da rangelt, balanciert, schubst, klettert. So etwas wie Sinn kommt über die Sinne. Das Erfassen beginnt beim Fassen, also motorisch. Das Urteilen gründet in leibhafter Bewegung. Die Erfahrung mit dem Ball, der ständig weg rollt, schwer zu kontrollieren ist... So lernen Kinder, wie Welt ist, wie unterschiedlich man sie behandeln muss – dass es dabei auf die Geschicklichkeit der Hände ankommt.

Die Welt entdecken als Aufforderung zum Handeln, als Einladung, sich und die Dinge zu bewegen: Damit fängt ein Mensch an, Mensch zu werden. Tieren ist der Lebenssinn von Natur aus klar. Menschenkinder müssen ihm erst auf die Sprünge kommen, die Dinge behandeln, ihr Leben handeln. Erst von Hand, greifend, dann mit den Füßen ausgreifend, mit andern verhandelnd – so gerät ein Mensch allmählich in den Status des Weltakteurs. Er spielt mit, greift zu, greift ein – und findet so seine Rolle im Welttheater.

Als ich klein war, staute ich unermüdlich den Bach hinter dem Haus, mit Steinen, Ästen, in immer raffinierteren Varianten. Keine intellektuelle Grosstat, aber auch kein Kinderkram. Ich musste mir schon etwas einfallen lassen gegen den sturen Andrang des Wassers, musste meine ganze kindliche Fantasie aufbieten. Ich lernte siegen, mit Niederlagen fertig werden. Das Wasser lehrte mich den Respekt vor der Widerspenstigkeit des Realen, es verlangte meinen Ernst und schenkte – im Falle des Gelingens – die heiterste Unbeschwertheit. Das Spiel übte Konzentration, lehrte mich die Macht des Zufalls, bereitete die glücklichsten Stunden der Selbstvergessenheit und machte frei, weil das Wasserstauen ja keinem äusseren Zweck diente, „nur“ Spiel war, eine mir selbst gestellte Aufgabe. Seither weiss ich, was es heisst, dass es auf mich ankommt: eine falsche Bewegung – und die Anstrengung von Stunden schwamm bachab. Das Spiel formte meinen Charakter, es stärkte mein Selbstvertrauen, diese Haltung „He komm, das kannst du doch“. Es gab mir eine Ausdauer, eine Vorsicht, vielleicht sogar eine Zärtlichkeit noch zu den Dingen.

Dabei war mein Bachstauen sozusagen l'art pour l'art – im Unterschied zum fraglos zweckhaften Umwelteinsatz. Alp aufräumen, Waldlichtung aufforsten, Trockenmauer richten ist entschieden besser, die Muster aber, die Muster für alles Lernen und Können, bleiben dieselben: Muster für das sinnliche wie das kognitive, für das Selbst- wie für das Weltverständnis, fürs Handeln wie Denken. Heranwachsende müssen – situativ, also konkret – erfahren, was in ihnen steckt und was sie in der Welt ausrichten können. In Situationen, die

sie als Aufforderung zum Tätigwerden wahrnehmen – und als Tätigkeitsfeld ihrer potentiellen Bedürfnisse und Fähigkeiten.

Die interessanteste Theorie dazu fand ich bei Rolf Pfeifer, einem der weltweit führenden Köpfe der Robotik. Pfeifer baute zum Beispiel den Leichtmetallhund „Puppy“, der mit minimalem Steuerungsaufwand so verblüffend geschickt im Raum herumrennt: Dank Federkonstruktion an den Beinen und flexiblem Rückgrat bewegt er sich ungleich koordinierter als ein mit Elektronik vollgestopfter Roboter, dessen Bewegungen bis ins letzte Detail berechnet sind. Daraus schliesst Pfeifer: „Intelligenz ist kein Programm, das in Gehirnen abläuft. Intelligenz hat damit zu tun, wie körperhafte Wesen mit ihrer Umwelt interagieren. Je vielfältiger die Interaktionsmöglichkeiten, desto höher die Intelligenz. Intelligenz ohne Körper macht keinen Sinn.“

Wir neigen heute dazu, alles vom Hirn her zu deuten. Hirnforschung löst sozusagen die Religion ab. Rolf Pfeifer findet, wir überschätzten das Hirn. Aus seiner Erfahrung ist das Hirn nicht das Befehlszentrum des Menschen, eher dessen IT-Abteilung. Primär denken wir mit den Armen, den Beinen. Unsere Intelligenz sitzt im Körper, sagt er, im Bewegungsapparat, in den fünf Sinnen. Diese Abhängigkeit des Denkens vom Erfahren nennt er „Embodiment“. Seine Theorie von der Verkörperung der Intelligenz, erprobt an Robotertechnik, widerspricht der abendländischen Geistfixierung seit Plato bis zur aktuellen Hirnforschung. Sie richtet sich gegen den Primat des Intellekts, der den Körper nur als materielle Hülle betrachtet, die Befehle ausführt, die sie vom Hirn empfängt. Noch die Computerfaszination, die heute unsere Vorstellung dominiert, reiht sich ein in diese Tradition. Sie glaubt, Intelligenz sei eine Frage der Rechenkapazität. Am Roboter zeigt Pfeifer: Ein Organismus ist weit weniger kopfgesteuert, als manche glauben. Er lebt ungleich mehr vom direkten, also sinnlich-leiblichen Kontakt mit der Umwelt, vor allem von der Fähigkeit, diese Kontakte unaufhörlich zu verfeinern, zu raffinieren.

Eben dies vernachlässigt die heutige Bildungspolitik. Sie ist auf dem Sprachentrip. Frühenglisch, Mittelfrühfranzösisch. Als wäre es das Dringendste, dass Zehnjährige dreisprachig ausdrücken können, was sie noch nicht wissen. Nichts dagegen – nur: der eigentliche Zweck aller Bildung, Handeln, gerät so aus dem Blick; fürs Elementare bleibt keine Zeit: für leibhafte Erfahrung, für körperliche Leistung, fürs Handeln im Biotop der Natur, aus der wir selber stammen. Wissen können wir nie genug. Klar. Aber wir sollten nie vergessen: Entscheidend ist, wer etwas weiss. Und dieses Wer stärkt sich nicht durch Wissenserwerb, sondern durch tätige Auseinandersetzung mit seiner Umwelt.

Ergo: Umwelteinatz ist das ideale Korrektiv zur Konjunktur rein kopflastiger Bildung. Bildung mit Hand und Fuss. Bildung als Handwerk. Bildung als Aufforderung zum Handeln. Handeln als einzig reale Freiheit: Fuss fassen in der Welt, die Welt anpacken, sie formen, gestalten. Der Königsweg zum Ich, zum Selbst, zum Subjekt.

Zweitens. Mit Blick aufs Online-Leben: Schuften statt Surfen.

Nicht nur Jugendliche, auch wir (vermeintlich) Erwachsene haben ein Problem mit der Realität. Die Finanzkrise zeigte es. War ziemlich hors sol, was wir da trieben. Wir schwebten in Luftnummern. Von den Wolken der Finanzindustrie sahen wir fast mitleidig herab auf die „Realwirtschaft“, die für alles so entsetzlich viel Zeit braucht: für Ideen, Produkte, Erlöse. Nicht nur die Banker, wir alle glaubten an die wunderbare Geldvermehrung ohne solide Kreditdeckung. Wir glaubten, dass mit den Schulden armer Schlucker (US-Hausbesitzer) sich endlos satte Gewinne erwirtschaften liessen. Jetzt sind wir, eher unsanft, auf dem Boden der Tatsachen gelandet, hätscheln unsere Wunden, knipsen den gesunden Menschenverstand allmählich wieder ein. Halten uns an die irdischen Güter. Merken, dass seriöse Gewinne Zeit brauchen. Rechnen wieder mit irdischem Zeitmass.

Werden weiterhin doppelt leben, mal online, mal offline. Was in der Online-Welt auf Mausclick klappt, das dauert in der Realwelt. Kapiert? Oder hat Nicholas Carr recht? Der Internet-Guru behauptet: Online-Leben macht doof. Sein Hirn sei ein „nervöser Flipperautomat“, süchtig nach Google-Snacks, ständig in Angst, etwas zu verpassen, gleichzeitig frustriert, weil das Daten-Meer keinen Sinn ergebe. „Früher war ich, als Leser, ein Taucher im Ozean der Worte; heute rausche ich der Oberfläche entlang wie ein Wasserskifahrer.“ Ergo: Wer surft, verflacht. Surfen, die Kunst, an der Oberfläche zu bleiben. Wer Tiefgang will, muss eine andere Sportart wählen. Tauschen. Oder ans Ufer sitzen. Lesen. Kühe weiden. Oder hinauf zur Alp Urschai, Ftan, Unterengadin. Trockenmauern wieder aufbauen. Jedenfalls die Luft der Wirklichkeit einatmen. Besser noch: Wirklichkeit gestalten helfen.

Nichts gegen das Internet. Bin selber fleissig online. Es erleichtert nicht nur das Leben, es bereichert es auch. Gerade das Lernen. Jede Menge sagenhafter Lernsoftware. Gerade zur Umweltbildung. Anschaulich wie nie zuvor. Überdies interaktiv. Didaktisch-pädagogisch perfekt. Einziger Nachteil: Online geht alles federleicht, schwerelos, körperlos. Kein Widerstand, nirgends.

Im Umwelteinatz ist der Widerstand überall. Das oft widrige Gelände. Das Gewicht der Steine, der jungen Lärchen, der Pfosten. Wenn aber das Werk Gestalt annimmt, dann passiert, was immer passiert, wenn dem Menschen eine Anstrengung glückt: Er fühlt sich so richtig als Mensch. Nicht als Beherrscher der Natur, eher als deren Zähmer, sozusagen als Hirte. Die Natur hat ihre Form, in der sie gedeiht. Der Mensch hat seine Rolle, in der ihm wohl ist...

Der Widerstand und das Glück. Immanuel Kant: „Die leichte Taube, indem sie im freien Fluge die Luft teilt, deren Widerstand sie fühlt, könnte die Vorstellung fassen, dass es ihr im luftleeren Raum noch viel besser gelingen werde.“ In Wirklichkeit stürzte sie subito ab, wäre mausetot. Dieser Irrwitz ist aber heute ungemein verbreitet. Jugendlichen werden alle Stolpersteine aus dem Weg geräumt. Die Eltern ersparen ihren Goldschätzen jedes Hindernis, karren sie im Auto zur Schule. Und die Schule bereitet jeden Stoff didaktisch so lecker vor, dass nichts zu beissen, zu kauen, schon gar nichts zu verdauen ist.

Gut gemeint. Falsch gedacht. Der Mensch wächst am Widerstand. Woran sonst? Als Frau von Goethe sah, wie schrecklich hochbegabt ihr Johann Wolfgang war, sagte sie: Jetzt müssen wir ihm jede Menge Steine in Weg legen. So wird ein Talent zum Könner. Heute umgekehrt. Fällt Eltern auf, dass ihr Sohn daneben haut, gehen sie zum Psychologen, mit der Frage, ob er vielleicht hochbegabt sei. Keine Angst. Begabung ist sowieso nur die halbe Währung. Entscheidend ist, woran sich eine Begabung reibt. Der Widerstand schafft den Menschen. Widerstand ist immer praktisch. Meldet sich nur im realen Einsatz. Mit dem Umwelteinatz liegen Sie also goldrichtig. Er ist genau das, was so vielen Jugendlichen fehlt: ein reales Gegenüber, an dem sie sich abmühen müssen.

Einst waren das die Eltern. Bollwerke verbindlicher Normen. Nicht immer angenehm. Immerhin boten sie den Jungen die Chance, gegen das herrschende Normengefüge zu rebellieren. Heute läuft diese Rebellion ins Leere. Das ist das Schlimmste: ins Leere laufen, dieses in sich selber Drehen.

Für Junge ist die heutige Welt schwierig. Wo finden sie Halt? Welchen klaren Zielen können sie nachgehen? Ist alles so glatt und abwaschbar. So windschlüpfrig. Ich las einen Bericht über die Arbeit mit suchgefährdeten Jugendlichen. Man nahm sie mit auf die Segeltour. Eine 16-Jährige sagte: Sie sei nicht gezwungen worden zu arbeiten, sie habe arbeiten müssen, weil das einfach nötig war, weil sonst das Schiff kaputt gegangen wäre.

Das ist es. Diese Erfahrung, etwas tun zu können, das nötig ist. Das Problem unserer Gesellschaft hängt damit zusammen. Die Jungen haben sich an unseren Wohlstand

gewöhnt. Es wird für sie immer schwieriger zu merken, dass es in ihre Tun erkennbar um ihr Leben geht, um ihr sinnvolles Leben. Irgendwie läuft ja alles, läuft auch ohne sie. Die Welt als Automat. Da kippen die Jungen weg.

Also erden. Sesshaft mache. Anpacken lassen. Umwelteinsatz. Einsetzen. Merken lassen, dass Jeder und Jede etwas kann. Dass die Welt nicht ohne sie abspult. Dass die Welt ist, was wir aus ihr machen. Dass, was uns an ihr nicht passt, korrigiert werden kann.

III. Mit Blick auf Naturschutz: Umwelteinsatz statt Ethikpalaver

In der Disziplin Gutreden sind wir heute Spitze. Merkwürdig nur, dass trotzdem allerhand schief läuft: Medienschrott, Finanzdesaster, Klimawandel... Trotz Ethik-Debatte am Laufmeter. Medienethik, Wirtschaftsethik, Umweltethik. Weltethos. Nichts gegen Ethik. Doch offensichtlich taugt sie nicht als Patentrezept gegen alles, was brenzlich ist. Ihre Achillesferse: Sie spricht nur den Verstand an. Der nickt zustimmend: Genau, Anstand, Respekt, Rücksicht! Richtig, verehrter Hans Küng: Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern zu. Wem leuchtet das nicht ein? Finden alle absolut richtig und wichtig. Im Kopf. Auch die zehn Gebote finden alle okay. Theoretisch, für die andern. In der Praxis erlauben wir uns selber mal eine Ausnahme – wenn unsere Sinne was anderes wollen als der Verstand. Der Mensch besteht eben nicht aus Hirn. Gott sei Dank. Wir sind keine vom Himmel gefallenen Engel. Eher Spätausläufer des Affen, die Evolutionsleiter hinan stolpernd. Bei diesem Stolpern mag Ethik uns durchaus helfen. Als eine Art Geländer. Doch erstens schlüpfen wir unter ihm mühelos durch. Zweitens kann uns auf dem Weg allerlei Verlockendes begegnen, so dass wir lieber einen Umweg nehmen, uns auf allerlei reizvolle Abwege einlassen.

Das Geländer allein richtet es nicht. Die Hauptsache bleibt: ein sicherer Gang, kräftige Hände, Beine, Füße. Die kriegt keiner theoretisch, parlando. Die wollen geübt, trainiert, konditioniert werden.

Als ich jung war, funktionierte Religion noch einigermaßen als Konditionierung verbindlicher Werte. Der sogenannte Religionsunterricht erschöpfte sich nicht im bloss Lehrbaren, er zielte auf die Praxis einer individuellen Gottesbeziehung, orchestriert durch Zeremonien, Rituale, traditionelle Sinnesverzauberung – mit einer Vertikale. Religionen wussten, dass der Mensch kein Hirntier ist, sondern ein Sinnenwesen, und dass auf eine sittliche Stabilität nur Verlass ist, wenn sie durch die Sinne geht.

Heute glaubt man an die Allheilwirkung des Gesprächs. Ethiklektion statt Religionsunterricht. Gespräche führen! „Interkulturelle Dialogfähigkeit“. Eine Art Villa Kunterbunt des weltanschaulichen Pluralismus, ein Kuriosenkabinett globaler Gebräuche und Ideen. Die erste Gesellschaft ohne verbindliche Kultur (Geburt, Initiation, Heirat, Tod). Alles steht zur Disposition, wird wählbar (Buddhismus, Schamanismus, Freidenkertum). Aber wer wählt? Wer ist das Ich, das Selbst, das Subjekt? Wie wird das Ich Ich?

Nicht theoretisch. Theoretisch sind alle für Toleranz. Für Respekt. Auch für die „Achtung vor der Schöpfung“. Reichlich schwammig. Wohlfeil. Wie denn, wenn wir die Schöpfung nicht sehen, hören, riechen, schmecken? Wer beobachtet die goldschwarze Raupe, die sich durch die Fenchelstaude frisst, im Herbst verpuppt, im Mai darauf als Schwalbenschwanz schlüpft, als schönster einheimischer Schmetterling? Solche Wahrnehmung stiftet Haltung: Sapperlot, da gibt es etwas, das grösser, wundersamer ist als mein nimmersattes Ich!

Wobei das reine Beobachten üppig luxuriös bleibt. Wir leben ja nicht in paradiesischen Zuständen. Die Natur ist gefährdet, der Schwalbenschwanz auch, die Zugvögel dito. Die brauchen zum Beispiel intakte Schilfgürtel, die sind aber von alleine intakt, sie brauchen Pflege. Nur in gepflegten Schilfgürteln können Zugvögel rasten. Wer aber pflegt Schilfgürtel?

Die SUS, das heisst die vielen hundert Freiwilligen, die sie organisiert. Denen sie eine Gelegenheit offeriert, die Freude an Zugvögeln zu verstärken – durchs Mitwirken an den irdischen Bedingungen für Zugvögel. Wer sich am Lebendigen erfreut, will etwas tun fürs Lebendige. Zuschauen ist schön, Handeln ist schöner. SUS macht es möglich.

Da sind wir wieder beim Handeln. Meine Urerfahrung, ganz prosaisch: Ab acht Jahren war ich zuständig für den Kartoffelacker. Das Wunder der Kartoffelvermehrung. Seit damals ist meine Achtung vor der Schöpfung konkret, mit Anschauung gefüllt. Taugt nicht schlecht als Beispiel. Natur erleben ist gut, tätige Erfahrung von Natur ist besser. Geht das Erleben (siehe Raupe, Schwalbenschwanz) zum Herzen, ist manches erreicht; wir bewundern den unergründlichen Reichtum des Natürlichen, wir sehen, dass noch das Fenchelgestrüpp zu etwas gut ist, vielleicht verallgemeinern wir diese Erfahrung, vermuten in jedem Blatt ein kleines Wunder – und werden uns, bestenfalls, künftig hüten, in der Natur herumzuwüten wie in der Warenwelt. Aber wir bleiben in der Rolle von Beobachtern. Das ändert sich mit dem tätigen Verhältnis zur Natur (Kartoffel pflanzen). Damit geraten wir in die Rolle von Kultivierern. Die ursprüngliche Bedeutung von Kultur: Ackerbau. Der Mensch als Heger, Pfleger, Nutzer. Siehe Bibel: Macht euch die Erde nutzbar. Siehe Aristoteles: Der Mensch als Erfüllungsgehilfe der Natur.

Umwelt-Einsatz geht in die Knochen. Und ganz nebenher passiert allerlei Einverleibung von Haltungen, von subkutanem Wissen. Vor allem dem befreienden Wissen, dass es etwas Grösseres gibt als das Ich, etwas absolut Staunenswertes, unendlich viel Älteres, Erfahreneres: Natur, Leben. Das Wissen, dass es Menschen nur gibt, weil und solange es diese Natur mit uns aushält.

Auch ein Korrektiv: die Natur, namentlich die Bergwelt, nicht Rummelplatz für Erlebniskonsum zu nehmen. Der Berg als Spielplatz für Freerider, als Kampfbahn für Swiss-Alpine-Marathon-Läufer, als Kletterwand für Zivilisationszombies. Korrektiv zu dem, was man die „Riminisierung der Alpen“ nennt. Die Alpen als Funpark. Gegen die Mode, noch den Corvatsch als göttlich arrangierte Freilicht-Popkonzert-Kulisse zu nutzen. „Spazieren in der Eigernordwand“, der jüngste Gag. Die Alpen als Nervenkitzel-Veranstaltung. Oder als Wellness-Zone...

Statt dessen führt die SUS nach Ftan, hinauf zur Alp Urschai. Hier versteht man: Landschaften, die wir als natürlich und schön empfinden, sind nicht gottgegeben, sondern das Ergebnis jahrhundertelanger Bearbeitung durch unsere Vorfahren. Heute gefährdet: durch Übernutzung oder Schluss mit Nutzung. Weil es anders nicht mehr „rentiert“. Also muss da zupacken, wem es nicht um Rentabilität geht...

Schluss für heute. Das Argumentarium für den Umwelt-Einsatz Schweiz müsste eigentlich reichen für die nächsten 33 Jahre.

lhasler@duebinet.ch